Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 20 (1926)
Heft: 9

Artikel: Wilhelm Tell - ein Problem unserer Zeit
Autor: Schmid, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-135467

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aber der Neue Bund ist der Bund der Gnade. Gott hält den Bund trotz unserer Untreue. Ueber die Völker senkt sich Erfüllung herab, trotz ihrer Schwäche und Sünde, ihrer Vergesslichkeit und Verirrung — als Gnade. So senkt sie sich auf uns herab, trotz unserer Untreue, unserer Torheit, unserer Befleckung — als Gnade. Unter einer Bedingung allerdings: dass wir diese Gnade ergreifen in Busse und Glauben. Denn eine Aufforderung zum Leichtnehmen ist das wahrhaftig nicht; es ist der tiefste Ernst, den es gibt. Diesem tiefsten Ernst allein begegnet die Aufforderung: „Tut Busse und glaubt an das Evangelium." L. Ragaz.

Wilhelm Tell — ein Problem unserer Zeit.

Die alte Sage will, dass Tell, ähnlich wie Barbarossa im Kyffhäuser, im Axenstein verborgen wohnt und jedesmal dann hervortritt, wenn sein Volk in Not ist. Und wirklich, jedesmal, wenn eine tiefe, innere Erschütterung unser Volk bewegte, erschien er, gerufen vom Volke selbst, das nach einem Retter in der Not, nach einem Weg aus der Dunkelheit sich sehnte. Denn jedesmal an diesen Kardinalpunkten unserer Geschichte wurde die Tellsage dichterisch gestaltet. Und stets haben die Dichter, aus einem Volksganzen hervorgehend, die bewussten oder unbewussten Strömungen der Volksseele in ihren Werken widergespiegelt. Jedesmal wurde der Nationalmythus neu gestaltet, jedesmal wurde Tell ein Kind seiner Zeit. Drei Zeitabschnitte der Telldichtungen können wir unterscheiden: der erste fällt ins 16. Jahrhundert, dessen geistige Revolution, die wir unter dem Namen Reformation kennen, für die Schweiz schwere politische Wirren zur Folge hatte; der zweite um die Wende des 18. Jahrhunderts, als die Wellen der französischen Revolution über unser Land hinwegfegten; und der dritte endlich, im letzten Jahrzehnt, dem Jahrzehnt des Weltkrieges beginnend, dürfte heute seinen Abschluss noch nicht gefunden haben.

Ob Tell eine historische Gestalt ist oder nicht, bleibt für uns hier ohne Belang, wichtig ist, dass der Tell-Mythus lebt und immer wieder in neue Formen gedrängt wird. Wichtig ist für uns ferner, zu sehen, dass die jeweiligen Tellspiele und Tell-Lieder zeitbedingt sind und eine notwendige politische Stellungnahme verschiedener Zeiten und Bevölkerungsschichten darstellen.

Das älteste Tellenlied entstand 1470.[1]) Dieses Lied liegt als Quelle dem 1512 aufgeführten alten Urner Spiel vom Wilhelm Tell

---

[1]) Ich entnehme die nachfolgenden, literarhistorischen Daten einer nicht im Buchhandel erschienenen Schrift von Dr. Paul Lang über die schweizerischen Tellspiele.

zugrunde. In beiden wird Tell als der einfache Mann aus dem Volk, der eigentliche Anstifter zum Aufstand gegen die Vögte und Gründer des Bundes dargestellt. Die Schäden der Zeit werden darin deutlich gebrandmarkt. Den Geist des reformatorischen Zürich atmet das ungefähr zu gleicher Zeit entstandene Neue Tellenspiel des Konstanzers Jakob Ruof, das einen letzten Appell an die guten Kräfte des Schweizerbundes darstellt, zum letzten Mal das hehre Freiheitssymbol allen Schweizern vor Augen hält, um sie vor dem Bruderkrieg zu bewahren, eine Mahnung, die dann ja überhört wurde.

Nun fiel der Tellmythus für längere Zeit den Chronisten anheim, die je länger je deutlicher denselben zu „diskreditieren" suchten, denn seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts begannen die Eidgenossen sich selber zu Landvögten zu entwickeln, so dass ihnen die Tellsage unbequem werden m u s s t e. Je stärker sich aber die regimentsfähigen Familien in den verschiedenen Orten von dem gewöhnlichen Volke schieden, um so stärker wurde auch der politische Boden wieder aufgewühlt und für die Aufnahme einer neuen Gestaltung des Nationalmythus empfänglich gemacht. So ging denn notwendigerweise das nächste Tellenspiel aus der neu geschaffenen Schicht der Unterdrückten hervor und kein anderer als der bekannte Samuel Henzi hat es, in französischer Sprache, geschrieben. Er verflocht es, der Sitte des französischen Theaters entsprechend, mit einer Liebeshandlung, indem des Landvogts Sohn sich in Tells Tochter verliebt, liess es aber nicht fehlen an deutlichen Hieben gegen die Ungerechtigkeiten seiner Zeit. Veröffentlicht wurde es erst lange nach seinem Tode. Auch der Zürcher J. J. Bodmer konnte sich nicht enthalten, ein Tellenspiel zu verbrechen. Interessanter und wertvoller sind die beiden Stücke des Berners J. J. Zimmermann und des Toggenburgers J. L. Ambüehl, eines Landsmannes Uli Bräckers, des armen Manns im Toggenburg. Wieder erhob der Dichter die warnende Stimme, zu einer Zeit, da sich schwere Gewitterwolken über dem Lande zusammenballten und ein dumpfes Grollen den Untergang der alten Eidgenossenschaft ankündigte. Wenige Jahre später wurden die ersten Freiheitsbäume aufgepflanzt.

Und zu dieser Zeit beschäftigte sich der stammverwandte Schwabe Friedrich Schiller mit dem Stoff und goss ihn, in der Vollkraft seiner Kunst stehend, in eine für lange Zeit endgültige Form. Denn nach Schiller dauerte es ein volles Jahrhundert, bis die Zeit zu einer neuen Gestaltung trieb und sich in dem kurzen Zeitraum von neun Jahren nicht weniger als fünf Schweizer Dichter damit beschäftigten. Schillers Tell war für ein Jahrhundert die gültige Form des Mythus, für immer konnte und durfte er es nicht bleiben. Denn die Zeit steht nicht still. Die Entwicklung geht weiter. Und nach einem Jahrhundert geschah es, dass unser Land, durch das blutige

Erlebnis des Weltkrieges erschüttert, in eine schwere geistige Krise eintrat.

Die erstaunliche Tatsache bleibt bestehen, dass ein landesfremder Dichter unserm Volke ein Nationaldrama schenkte. Freilich, es dauerte lange, bis Schillers Tell Gemeingut war, denn gar zu vieles mutete die Schweizer fremd an. Der ganzen Rudenz- und Bertha-Episode, wie überhaupt dem romantisch-opernhaften Element stehen wir verständnislos gegenüber.

Im „Tell" fand Schillers Freiheitsliebe und Freiheitsdrang den künstlerisch vollendetsten Ausdruck, in ihm spüren wir den ganzen Schwung seiner genialen Persönlichkeit. Diesem Schwung widerstanden, trotz anfänglichem Widerstreben, auch die Schweizer nicht, vor allem nicht die Schweizer der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Freiheitsmänner von 1830 und 1848, die im Hochgefühl ihres Patriotismus im Schillerschen Drama den dichterischen Ausdruck ihrer Bestrebungen sahen. Im Laufe des Jahrhunderts freilich schwand diese Begeisterung wieder um ein Merkliches, man stand dem Inhalt des Dramas wieder kühler gegenüber, genoss es mehr noch als Kunstwerk denn als politisch-ideelle Manifestation. Das Drama geriet unter das Protektorat der Schule, wo es dank seiner begeisternden Sprache stets dankbare und begeisterte Hörer fand und finden wird. Schillers Tell ist ein Freiheitsdrama, die Freiheit, die der Dichter erstrebt, ist die Freiheit eines Volkes, die Unabhängigkeit einer Nation, die bewaffnete Freiheit einer Volksgemeinschaft, kurz die Freiheit, wie sie jedem Patrioten, der die napoleonische Despotie mitgemacht hatte, als erstrebenswertestes Ideal vorschweben musste. In den Leiden des im „Wilhelm Tell" dargestellten Schweizervolkes erkannte ein geknechtetes Europa seine eigenen, aus dessen Befreiung von der Gewalt der Vögte schöpfte es die Hoffnung auf eine eigene bessere Zukunft. — Seither ist ein Jahrhundert über die Erde gegangen, ein Jahrhundert ungeheuerster und ungeahnter Entwicklungen, an dessen Ende die gewaltige Erschütterung des Weltkrieges und die, neue Hoffnungen und Ziele in die Welt schleudernde Revolution im Osten und die Gründung des Völkerbundes stehen. Uns aber drücken neue Nöte, Sorgen und Wirrnisse. Das Ideal der Freiheit hat sich gewandelt, längst sind es nicht mehr Vögte und Kaiser, die uns unterdrücken, sondern andere Mächte. So feindlich einzelne Völker einander noch gegenüberstehen, eines eint sie: die allgemeine innere Zerrissenheit. Der deutsch-französische Krieg, der Tripolis-Krieg, der Balkan-Krieg waren die ersten Flammensignale, die das Völkermorden ankündigten und die Ahnung aufkommen liessen, dass diese nationale oder gar nationalistische Freiheit am Ende aller Enden nicht unser letztes Ideal sein dürfe. Der Weltkrieg liess diese Ahnung zur schrecklichen und zugleich mächtig aufrüttelnden Wahrheit werden. Und

nun durften auch unsere schweizerischen Dichter nicht mehr schweigen, nun mussten auch sie sich mit der Gegenwart auseinandersetzen, und da ist es ganz natürlich, dass sie sich die Tellsage zum Vorwurf wählten, um der unserem Volke unbewusst innewohnenden Sehnsucht nach einer neuen, lebensfähigeren Staatsidee Ausdruck zu verleihen. Fünf Dichter haben das in dem kurzen Zeitraum eines Jahrzehnts getan. Ich wiederhole: So wie Schiller sich mit seiner Zeit, mit der damaligen Welt und den damaligen Zuständen auseinandersetzte, so setzen sich die Dichter unserer Zeit mit der heutigen Welt, mit der heutigen Weltordnung auseinander. Es ist keine Auseinandersetzung mit Schiller, eine solche wäre sinnlos. Sie wollen nicht gegen Schiller, sondern neben Schiller stehen. Kein Mensch, vor allem kein Dichter wird das Schillersche Kunstwerk angreifen. Und die zünftige schweizerische Literaturkritik hat sich ein Armutszeugnis ausgestellt und ihre Lebensfremdheit wieder einmal eindringlich dargetan, als sie diese Telldramen schlankweg mit dem hohnvollen Vorwurf der Schillerkritik erledigen wollte (z. B. Eduard Korrodi in der „Schweizerdichtung der Gegenwart"). Wir wollen uns also stets darüber klar sein, dass diese neuen Telldramen, aus unserer Zeit heraus geboren, eine notwendige Auseinandersetzung mit ihr darstellen, wenn wir nun daran gehen, uns dieselben etwas näher zu betrachten.

1914, noch vor Beginn des Weltkrieges, erschien in französischer Sprache das Telldrama von René Morax, dem Gründer des Théâtre du Jorat. Das Drama selbst, das deutliche Anlagen zum Festspiel aufweist, ist weniger bedeutsam als die Tatsache, dass zum ersten Mal ein Welschschweizer den Stoff gestaltete und sich so zum Nationalmythus, der bis anhin nur den Deutschschweizern so recht vertraut war, und zu der diesem innewohnenden Idee bekannte. Sein Tell ist im Grunde genommen vom Schillerschen nicht wesentlich verschieden, vielleicht mit dem Unterschied, dass er etwas impulsiver, etwas skrupelloser ist und Gessler ohne Monolog erschiesst, in der Gewissheit, dass ihm seine Volksgenossen ohne weiteres Recht geben werden.

Bedeutsamer und aufwühlender, aber auch erheblich verwirrter und verwirrender ist der im Jahre 1915 erschienene Prosa-Tell von Carl Albrecht Bernoulli „Der Meisterschütze". Der erste „Kriegs"-Tell. Der erste Mahnruf eines kommende Nöte ahnenden Dichters. Freilich, es ist gut, dass der Dichter seinem Werke ein Vorwort mitgibt, das uns seine Absichten klarer darlegt, als es das Werk selbst von Zeit zu Zeit zu tun imstande ist. Denn neben lebendigsten Momenten weist das Drama tote Punkte auf, wo die lebendige Rede einer toten Parlamentsdebatte Platz macht, was ja freilich auch ein Zeichen der Zeit ist. Der Dichter erläutert und charakterisiert uns seinen Tell u. a. folgendermassen:

„Neben Stauffacher, dem ausgesprochenen Staatsmann der Sage, konnte ich der Zentralfigur für die gebotene Gegensätzlichkeit nur eine instinktive Zurückhaltung und mittelbare Abkehr vom eigentlichen politischen Leben andichten und hütete mich, Tell zu einem grosschweizerischen Mordspolitiker im Sinne des modernen Bundesideals zu steigern. Der neue Tell musste mir nur sein eigenes Leben bis an die Grenze der Ungenossenschaftlichkeit und Staatsfeindlichkeit führen, er bekam somit in seinem Verhältnis zur Gesamtheit eine Stellung angewiesen, wie sie im modernen Leben der Künstler einnimmt, der bei aller wirtschaftlichen Hemmung doch sich der denkbar grössten Unabhängigkeit erfreut und dadurch vorzüglich zum Verkündiger der Freiheit berufen erscheint.“ Man sieht, hier atmet schon ein neuer Geist der Freiheit. Niemals hätte der Schillersche Tell sich bis an die Grenze der Ungenossenschaftlichkeit und Staatsfeindlichkeit vorwagen dürfen. Es blieb dem, den Weltkrieg verstehenden Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts vorbehalten, die Gefahren, die der Staat, dieses Gebilde der Politik, heute darstellt, zu erkennen. Bernoullis Tell ist durch und durch unpolitisch, jeder politischen Berechnung und Ränkesucht fern, weshalb er sich denn auch mehr als einmal im Gegensatz zu der Gemeinschaft, im Gegensatz vor allem zu Stauffacher, dem Politiker reinsten Wassers, befindet. Und wenn Bernoulli auch Stauffacher Recht widerfahren und ihn gelten lässt, sein Herz gehört dem nach einer hohen Freiheit unbewusst strebenden Tell, dem Tell, der nur nach dem Herzen entscheidet und nicht nach dem Verstand, dem Tell, der auch im Vogt den Menschen erkennt und sich anfänglich besinnt, ob er nicht in dessen Dienst treten wolle, dem Tell, der, da er sieht, dass Gessler ihn belog, diesen tötet, freilich nicht ohne nachher einen Nervenschock zu erleiden!

Ein Jahr nach Bernoullis Meisterschützen, also 1916, erschien abermals ein französisches Telldrama, betitelt „Guillaume le Fou“. Der Verfasser ist Fernand Chavannes, wiederum ein Waadtländer; aber nicht mehr vom konservativen Schlage eines René Morax, sondern ein Junger, Unzufriedener, ein gegen seine Verhältnisse Protestierender. Der Titel des dreiaktigen Dramas ist ironisch zu verstehen. Denn in diesem Tell wird der Gegensatz zwischen Tell und seinen Volksgenossen noch weiter geführt. Die Eidgenossen, allem Neuen aus tiefstem Herzen abhold, unter sich selbst voll Misstrauen, stehen den Taten Tells verständnislos gegenüber. Ihnen ist es unverständlich, dass Tell sich nur um seine Gemsen kümmert, unverständlich aber auch, dass er, als Melchthal von der Blendung seines Vaters erzählt, zur Rache aufruft. Denn sie sehen in ihm nur „un révolté, un désordonné, qui n'a jamais su se plier à une autorité, ni des hommes, ni de Dieu.“ Sie wollen nach dem Rat der drei Eidgenossen langsam und bedächtig vorgehen, „avec modération, comme

c'est convenable et juste, simplement." In die grösste Bestürzung aber versetzt Tell sein Volk, als er nach dem Apfelschuss Gessler tötet. Weder Stauffacher, Fürst noch Melchthal anerkennen seine Tat, sie sind vielmehr bereit, ihn auszuliefern, um sich allfälliges Ungemach vom Leibe zu halten. Ja selbst Tells Frau geht, trotz ihrer übermächtigen Liebe, an dieser Tat und Tells blutigen Händen zugrunde. Einzig seine Mutter steht für ihn ein: „Et moi, je dis que tu as bien fait. N'écoute pas ceux qui ne font rien que de raisonner; écoute les petits!" Und zu den drei Eidgenossen gewendet fährt sie in wahrhaft modernen, revolutionären Tönen fort: „Moquez-vous seulement de la pauvre vieille femme, vous les riches! Moquez-vous seulement du pauvre chasseur imprudent, vous les prudents! Est-ce qu'il n'y a que vous pour aimer le pays? Est-ce que ce sont ses intérêts que vous défendez? Moi, je dis que ce n'est rien que les vôtres!" Tell selbst erkennt die inneren Beweggründe seiner Handlung und in ekstatisch wuchtiger Rede rüttelt er die Eidgenossen, die sämtlichen Talleute auf. Seinen Knaben hochhaltend, ruft er aus: „Sauvez les enfants, le peuple de demain, qu'ils ne soient pas des esclaves, des domestiques, qu'ils aient un cœur , qu'ils aient hérité de nous un cœur! . . . même s'il faut que le nôtre saigne! Ecoutez! c'est la liberté qu'en tuant j'ai vengée; et lui il m'avait forcé de tirer sur celui-ci, qui est l'espoir de l'avenir, et c'est cela que j'ai vengé." Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft war es, die Tell sich nicht wollte rauben lassen. Nun fängt langsam das Volk an, seine Tat zu bejahen. Aber in der Dunkelheit wird der am Boden liegende Tell getreten und geschlagen, so dass er an den Verwundungen stirbt. Und nun, da er tot, erschallt sein Lob und Ruhm: „Et maintenant, que le voilà couché, comme il est grand." Erst nach dem Tod erkennt und ehrt das Land seinen Befreier. Es ist ein bitterer Ruf der Entrüstung und der Sorge um das Geschick unseres Volkes, der aus diesem, in schriller Dissonanz endenden Drama tönt. Es ist der Hilferuf einer jungen Generation, die sich gegen den Konservatismus, gegen die Bevormundung der Alten auflehnt, auflehnt auch gegen die berechnende, durch diplomatische Künste verseuchte Staatspolitik. Es ist das erschütternde und zugleich höchst erfreuliche, auf eine bessere Zukunft hoffende und hinweisende, apolitische Bekenntnis einer jungen Schweiz.

Nichts von diesem revolutionären Geiste spüren wir in dem dreiaktigen Telldrama, das, in Schwyzer Mundart geschrieben, 1920 durch die freie Bühne uraufgeführt, nunmehr im Buche vorliegt und den Architekten Paul Schoeck, einen Bruder des Komponisten, zum Verfasser hat. Und trotzdem bedeutet auch dieses Drama eine mutige, revolutionäre Tat. Das ist die völlige Abkehr vom Schillerschen Pathos, das Herunterholen des auf dem hohen und unzugänglichen Sockel der Heldenverehrung stehenden Nationalhelden

und seine Verwandlung in einen Menschen mit Fleisch und Blut. Dieser Tell wurzelt völlig in unserem Volk, schon das ist höchster Gewinn. Und das ist auch die Absicht des Dichters, den Mythus wieder lebendig werden zu lassen, ihn dem Volke wieder näher, menschlich näher zu bringen, dass es sich daran aufrichten, neuen Glauben an eine neue Freiheit schöpfen könne. Darum ist auch in diesem Tell nichts von Uneinigkeit unter den Eidgenossen zu merken wie im Chavanneschen, höchstens dass der Eine und Andere unter den Eidgenossen etwas stürmischer dreinfahren möchte, als es die Oberhäupter wünschen. Stauffachers Staatskunst und Ueberlegung aber trägt immer wieder den Sieg davon und weiss die Stürmischen zurückzuhalten von unüberlegtem Tun. Anderseits aber gerät auch Tell nicht in die geringste Opposition zu Stauffacher, da dieser seine menschlichen Beweggründe durchaus versteht und würdigt. Ja, die Ermordung Gesslers kommt ihm sehr gelegen, er ist froh, nun zu wissen, was er zu tun hat. So empfängt er denn auch Tell mit den Worten: „Ihr händ üs mit üem Pfyl usere grosse Zwifelsnot erlöst," worauf Tell, wiederum sehr charakteristisch für dieses Drama erwidert: „Landamme, hie heds gheisse: är oder ich; öppis anders heds da nid z'erwäge gä!" Sicher, wohlüberlegt, wandelt dieser Tell seines Wegs. Ihn plagen keine Gewissensbisse. Gesslers Verrat (Tell rettet ihn aus dem Sturm) gibt ihm die völlige Gewissheit, dass seine Tat berechtigt ist. Aber jede staatsmännische Ueberlegung ist ihm fern, da vertraut er völlig auf die Landammänner: „Ich ha hie nümeh z'tue. Was da nu ga muess, isch d'Sach vo dä Talamme. Si nähnds scho rächt a d'Hand." So klingt dieses Tellspiel in voller Harmonie aus, wenn auch ernst und gehalten, mit dem deutlichen Hinweis auf Morgarten. Trotz seiner Einfachheit — der Dichter vermeidet jeden Pomp, vermeidet die Darstellung aller dramatischen Momente und lässt alle drei Akte in einer Wirtsstube spielen, wo wir alles nur erzählt hören — ich sage: trotz dieser Einfachheit, packt uns das an Stimmungsgehalt äusserst reiche Drama mächtig. Wichtig und wertvoll ist die Einsicht, dass die Eidgenossenschaft werden musste, wenn ihre Freiheit rechtlich auch auf schwachen Füssen stand und ihre Freiheitsbriefe durchaus nicht einwandfrei waren. Die Eidgenossenschaft musste werden, als eine neue, höhere Staatsform, bestimmt, das morsche Gebäude des heiligen römischen Reiches deutscher Nation um Jahrhunderte zu überdauern. Und haben wir nicht heute mehr denn je das Gefühl, dass eine neue Eidgenossenschaft werden muss, wenn anders wir nicht verkümmern sollen?

Diese Sehnsucht ist das Grundmotiv des letzten Tellenspiels, das wir kennen, das alle die inneren Nöte unserer Zeit, die Disharmonien unseres Daseins, die Triebkräfte unseres Lebens, deutlicher und klarer formuliert, als die frühern, die Konsequenzen schärfer

und unentrinnbarer zieht und zugleich den deutlichsten Weg in die Zukunt weist, das ist Jakob Bührers „Neues Tellenspiel", uraufgeführt 1923 im Zürcher Schauspielhaus, im selben Jahre auch im Buchhandel erschienen.

In keinem der vier vorerwähnten Tellenspiele kommt der Gegensatz zwischen dem Schillerschen Freiheitsbegriff und dem Freiheitsbegriff des zwanzigsten Jahrhunderts, des nachweltkrieglichen Jahrhunderts, so deutlich zum Ausdruck, wie in diesem letzten. Das Schillersche Ideal der nationalen Freiheit wurde im Laufe des Jahrhunderts zu einem Zerrbild gesteigert, es wuchs sich aus zum chauvinistischen Nationalismus. Der Weltkrieg war dessen Fiasko. Und nun wuchs das Bedürfnis nach einer übernationalen Lebens- und Völkergemeinschaft. Das Völkerbundsideal wurde geboren, es ist der sieghafte Gedanke des zwanzigsten Jahrhunderts. Das Ideal der nationalen Freiheit war überlebt und entwickelte sich zum Ideal der internationalen Freiheit. So stehen sich an den Wenden der beiden Jahrhunderte zwei Ideale gegenüber oder besser, sie stehen übereinander: Nationalismus und Internationalismus.

Der Internationalismus, nicht im Sinne eines Partei- sondern eines Menschheitsprogramms, kann nur aus dem Nationalismus herauswachsen. Eine Nation kann niemals in eine Gemeinschaft von Nationen hineinwachsen, ohne über sich selbst im Klaren zu sein. Sie hat nur dann in der Gemeinschaft einen Wert, wenn sie selbst eine Kraft, eine Idee lebendig verkörpert. Es ist aber gerade das Fehlen einer solchen lebendigen Staatsidee, das die heutige Schweiz charakterisiert. Der Patriotismus der Achtundvierzigerjahre kann nicht mehr lebendig sein, unsere politischen Parteien versteifen sich auf ihre Programme, noch keine aber hat das Programm, das Staatsideal entdeckt, das uns alle eint, zu dessen Verwirklichung sich Grosskapitalist und Bolschewiki in gemeinsamer Arbeit zusammentun wollen. So ist es ganz klar und selbstverständlich, dass in Bührers Tellenspiel, das wir nun etwas näher betrachten wollen, die innerpolitische Auseinandersetzung den Hauptplatz einnimmt, wiederum in charakteristischem Gegensatz zum Schillerschen Drama. Betrachten wir einmal den Gang der Handlung in diesem knappen, vieraktigen Drama.

An einem steilen Felsabsturz, durch den ein schmales Grasband führt, begegnen sich Tell und Gessler. Das Gespräch führt beide zusammen. Beide sind arme Schlucker, die kein eigenes Land besitzen. Beide tragen eine mehr oder weniger starke Sehnsucht nach einer besseren Welt (denn auch Gessler ist hier ein Mensch) in sich. Und als Gessler des Kaisers Plan, ein grosses Welt- und Friedensreich zu schaffen, schildert, bricht Tell in helle Begeisterung dafür aus. Schon sieht er in seinem Geiste die Grenzen fallen, die die Willkür des Menschen schuf: „Wo Menschen sind ist Heimat, sollt ich

meinen." Deutlich erkennt er aber auch das Hindernis, das uns von dieser Heimat trennt: „Uns aber ist die engste Enge Heimat, und wer sie uns betritt ist fremd, ja feind."

Der zweite Akt bringt die grosse, bedeutsame, innerpolitische Auseinandersetzung zwischen Tell, Stauffacher und Baumgartner. Tell, nach einem neuen Ideale mühsam ringend, steht hier im Kampfe mit dem kulturlosen Hörigen oder sagen wir Proletarier Baumgartner einerseits und dem auf eine Tradition und den Geldsack sich stützenden Grosskapitalisten Stauffacher anderseits. Hören wir, wie es da tönt:

Zweiter Auftritt.

(In Tells Stube.)

Tell (tritt ein und legt sich auf die Liegestatt): Schön müde bin ich jetzt.
Baumgartner: Ihr habt es gut.
Tell: Ja, richtig müde sein, das ist sehr schön. Man hat so eine Menge ausgegeben.
Baumgartner: Wenn ich nur auch bald wieder zu etwas nütze wär! Ich hab es satt, mich länger zu verbergen. —
Tell: Es liegt sich auch schön auf der faulen Haut.
Baumgartner: Nun ja, doch will man immerhin zu etwas taugen.
Baumgartner: Gewiss.
Tell: Auch wenn man hörig ist.
Baumgartner: Erst recht!
Tell: Das ist das Schlimmste . . .
Baumgartner: Ja!
Tell: Daher kommt doch die Wut . . . .
Baumgartner: Die Erde anzuzünden, ja!
Tell: Aus diesem Wissen: man könnte etwas taugen, man könnte etwas leisten auf der Welt, wenn man nicht so gebunden wäre!
Baumgartner: Man ist doch schliesslch auch jemand! Man hat doch Kräfte in sich.
Tell: Und muss verfaulen, verdummen in den Bergen!
Baumgartner: Im Herrendienst! Das bohrt in unsereinem! Man ist als Knecht, als Höriger geboren und soll verrecken als ein Herrenknecht! Ist man dazu und nur dazu da: Kälber aufzuziehen, melken, Gras abhauen? Für andere?
Tell: Arbeit muss sein! Gewiss. Nur darf man nicht dabei verblöden.
Baumgartner: Da sagt Ihrs klar! Gern will ich schaffen, wenn durch das Werk der Hände aufgehn kann, was da und da (schlägt sich auf Kopf und Herz) in meinem Innern steckt.
Tell: So ists! — Wie oft steh ich in dieser dumpfen Stube und starre in die Nebelwolken, in Regen, Eis und Schnee und denke, wie wir ungeheuer einsam sind, und dass mir irgend eine innere Kraft versiecht, derweil ich draussen vielen helfen könnte! Die Menschen müssten zu den Menschen gehen!
Baumgartner: Warum war't Ihr nicht auf dem Rütli, Tell?
Tell (am Fenster): Da kommt ein Mann den Weg herauf.
Baumgartner: Verschwind ich?
Tell: Das ist — der Landammann von Schwyz.
Baumgartner: Der?
Tell: Er ist mein Lehensherr gewissermassen, hat Geld hier auf dem Haus. Er kommt wohl wegen dem Zins.

Baumgartner: Soll ich . . . .?
Tell: Nein, bleibt. Er kennt Euch ja.
Baumgartner: Er hielt mich auch verborgen eine Zeit.
Tell: Er ist ein wackerer Mann.
Baumgartner: Und reich! Bei Gott, schwer reich! Und klug, sehr klug.
Tell: Ich weiss . . . . Mir wird . . .! Du, Frau! Frau! Der Landammann von Schwyz ist da. So komm doch, komm!

Dritter Auftritt

Frau (eintretend): Wer? sagst du. Bei Gott, Herr Werner! Räum auf! Räum auf! Geh ihm entgegen, geh!
Tell: Was ich? Nein, nein, ich muss . . . . Ich gehe jagen!
Frau: Was jagen, jetzt? Ich glaube gar . . . .
Tell: Der Mann ist mir zu überzeugt!
Frau: Nichts da! Du bleibst! (Ab.)
Tell (resigniert): Und das ist nun der Tell!

Vierter Auftritt.

Werner Stauffacher (tritt vor Tells Frau ein): Da seid Ihr, Tell!
Tell: Willkommen, Landammann!
Stauffacher: Dank! — Baumgartner, Gott zum Gruss!
Frau: Setzt Euch, Herr Landammann!
Tell: Reich einen Trunk, Frau, geh.
Stauffacher: Keine Umständ! — Was meint Ihr, einen guten zweiten Schnitt gibts heuer?
Tell: Ich denke wohl.
Stauffacher: Ja, die Natur ist gut!
(Tell schweigt.)
Stauffacher: Man müsste sie nur frei geniessen können.
(Tell schweigt.)
Stauffacher (zu Baumgartner): Ihr sehnt Euch wohl nach Hause?
Baumgartner: Und wie, Herr Landammann!
Stauffacher: Nun ja . . . . . wer weiss . . . . Was ich noch sagen wollte: hat unsere Frau zu Zürich wacker Vieh hier auf der hintern Alp? Ich hätte Lust, zwei Haupt mir anzusehen!
Frau (die mit einem Becher eingetreten ist): Da geht nur keck hinauf, Herr Landammann. So Vieh gibts nicht mehr hierzulande. Der Meistermelker Konrad hat mir jüngst erzählt, sie hätten kein Geschirr mehr für die Milch. Es sei, als wenn der Segen in blanken Talern an den fetten Alpenkräutern hinge!
Stauffacher: Warum nicht gar! Gemünzt und rund, dass er von selber noch den Berg hinunter den feisten Städtern in den Säckel rollt!
Frau (da die Männer schweigen): Ja, ja, ganz recht!
Stauffacher: Ist es nicht wahr? Ich frage euch: wer hat dies Land entdeckt? Wer hat in diese Wildnis sich hineingewagt und trotz dem Steinschlag und den wilden Wassern, dem harten Eiswind, dem Lawinenschreck, dem ganzen Grauen dieses Hochgebirges . . . .
Tell: Ihr sagtet vorhin: die Natur ist gut!
Stauffacher: Nun ja . . . . doch nicht von selber! Von selber trugen diese Hänge nicht so feist, verschwand der Wald nicht! Von selbst flog das Geröll nicht aus den Matten. Wir haben das erschafft. Erst durch die Arbeit ist es uns geworden; drum sei es uns!
Tell: Ich dacht es oft, wenn ich durch eure Gärten, Felder ging im Unterland: erst durch die Arbeit ist die Erde gut geworden!
Baumgartner: Ihr spracht sehr richtig, Landammann. — Wenn Ihr erlaubt — man muss doch das besitzen, was man schafft!

Stauffacher: Nicht wahr? (Da Baumgartner etwas sagen will, schnell fortfahrend): Im allgemeinen, ja und wohlverstanden. — Aufwallen aber muss uns der gerechte Zorn, wenn Landesfremde, irgendwo von draussen 'rein, uns streitig machen wollen, was wir hart errungen! Wenn irgend einer da befehlen will, wo wir zu Hause sind, wenn er uns Recht spricht, wider alles Recht, wenn er uns Steuern auferlegt, wies ihm behagt! — Ich frage euch, ist der, der solches duldet, noch würdig, dass ihn dieser gute Boden trage? — Was meint Ihr, Tell? — Muss der sich nicht der alten Väter schämen, die diesen Boden tapfer sich erstritten?

Tell: Ihr gabet zu, dass die Natur erst gut geworden sei durch Arbeit. Wie steht es mit den Menschen?

Stauffacher: Wie meint Ihr das?

Tell: Ich hörte jüngst von einem angesehenen Mann erzählen, was unsere alten Hirten sich berichten: „Es war ein grosses Volk hinten im Lande nach Mitternacht!"

Stauffacher: Tell!

Baumgartner: Ihr — — Ihr waret auf dem Rütli!

Tell: Nach Mitternacht! — Das war so arm, das Land, das Volk, dass jeder zehnte Mann auswandern musste. „Ein grosser Heerzug nach der Mittagsonne. Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land, bis sie an dieses Waldgebirge kamen. Hier beschlossen sie, zu bleiben!" — Die armen Heimatlosen! Und das sind unsere Väter. Sie kamen „irgendwo von draussen 'rein!"

Stauffacher: Tell, wollt Ihr unsere Ahnen schmähen?

Tell: Ich sage nur: Wir sind aus Mitternacht! Wir lebten tausend Jahre in den Wäldern, in den Sümpfen! Wir sind der Sonne noch nicht recht gewohnt.

Stauffacher: Ja, ja, das . . . . . ja! Doch dieses Land ward unser! Darf man uns Schmach antun auf unserer eignen Erde?

Tell: Ist das denn etwas: „Unsere eigne Erde"?

Stauffacher: Das fragt Ihr noch?

Tell: Ist es der Hof, den Ihr zu eigen habt, die Wiesen und die Aecker Eures schönen Erbes?

Stauffacher (beleidigt): Jetzt das!

Tell: Nicht wahr, das nicht! Sonst hätten wir ja keins. Baumgartner, nicht? Bei mir ists nicht der Rede wert, und so gehts vielen! Den meisten!

Stauffacher: Ich rede von dem Vaterland, der Heimat!

Baumgartner: Nur haben wir kein Land!

Stauffacher: Darüber kann man später einmal reden. Jetzt gehts um mehr! Um alles! Das höchste Gut ist in Gefahr. Die Freiheit! Fühlt Ihr die Bande eures Blutes nicht? Hängt euer Herz denn nicht an dieser Erde, drauf unsere Väter rüstig schaffend starben?

Tell: Mein Herz hängt nicht an diesem Tal allein, noch an den Schächen und dem Hochgebirge. Ich denke immer an den Zug von Menschen, der aus den Wäldern kam von Mitternacht, erstaunten Auges und voll frohem Glauben: Auch anderswo ist wieder eine Heimat! — Das ists, Herr Landammann, dies Tal ist mir zu klein, ich möchte unsere ganze Erde lieben! Die ganze Erde soll uns Heimat sein!

Stauffacher: Ihr seid ein Träumer, Tell. Ihr wisst es gut, dass das nicht möglich ist. Solang ein Mensch etwas besitzen kann . . . .

Tell: Darf man denn das?

Stauffacher: Wie?

Tell: Darf man besitzen? Darf man dem Nächsten denn ein Ding vorweg besitzen?

Stauffacher: Dem war und wird so sein, so lange einer stärker ist, als wie der Nächste. Wer Macht hat, will sie üben!

Tell: Und wenn der Stärkere seine Macht dazu benützt, sich selber zu bezwingen?

Stauffacher: Das wird er nie! Und bis wir so weit sind . . . .

Tell: Nicht wahr, bis dahin müssen wir noch einmal Tausend Jahre wandern, noch weiter, weiter weg aus Mitternacht, wir Urwaldmenschen! (Man hört draussen ein Singen, das bald wieder verstummt.)

Stauffacher: Wer ist denn . . . .

Frau: Wer singt denn — — wahrhaftig, s'ist der Gessler! Kommt frisch und frech mit seiner Schar gesungen!

Stauffacher: Fragt einmal den, wozu die Macht auf Erden sei, fragt den!

Tell: Das tat ich schon!

Stauffacher: Was?

Tell: Ich traf ihn heute morgen im Gebirge und frug ihn, ob der Kaiser auch ein Schurke sei?

Baumgartner: Das frugt Ihr ihn?

Stauffacher: Und er?

Tell: Er meinte: die Frage sei nicht wichtig. Wichtig sei sein Amt, und dass er sich die ganze Erde unterwerfe!

Stauffacher: Daher!

Tell: Die ganze Erde sei ein Friedensreich, und diesem Ziele dien auch er, der Landvogt.

Stauffacher: Und deshalb sollen wir zu Oesterreich schwören, die Unabhängigkeit verlieren, uns quetschen lassen? Wisst Ihr denn, wie in des Habsburgs Ländern der Teufel umgeht, wie Unfriede ist, wie alle Monde der Heerbann ausgerufen wird, und Krieg und Krieg und Feindschaft alle Untertanen ins Elend treibt und wie dort sonderlich auch alle Hörigen entsetzlich leiden? Ist das das Friedensreich? Man zeige uns den holden Friedensgarten des lieben Nachbarlandes und beweise uns, dass es ein Paradies auf Erden ist, dann wohl, dann wollen wir den Zaun mit Freuden niederlegen; doch bis dahin lasst uns in unsern Marken nach unserm Willen leben und unsere Grenzen mit dem Schwert beschützen.

Tell (mit bitterer Ironie): Natürlich: mit dem Schwert!

Baumgartner: Könnt Ihr es wollen, dass man uns misshandelt?

Frau: Ausraubt, bestiehlt?

Stauffacher: Das Recht beugt?

Baumgartner: Die Weiber schändet?

Frau: Greise blendet?

Stauffacher: Die Freiheit würgt?

Baumgartner: Die Hörigen mit Hunden hetzt?

Stauffacher: Könnt Ihr das wollen? Habt Ihr Blut in Euern Adern?

Tell (haut auf den Ticsh): Verdammt, ja! Ich habe Blut! So viel, dass ich —

Stauffacher (nach dem Schwert greifend): Was . . . .

Baumgartner: Nur zu . . . .

Frau: Um Gotteswillen!

Tell: Beim heiligen Herrgott! Kann man denn ewig von Christus reden und von Menschenliebe und gleich beim ersten Unrecht die Gewalt vom Leder ziehen?

Stauffacher: Was anders bleibt?

Tell: Verzeihen — Himmeldonnerwetter!

Stauffacher (mit schallendem Gelächter): „Verzeihen — Himmeldonnerwetter!"

Tell: Sich unterwerfen, ja! Wie anders sollen wir zum Frieden kommen?

Stauffacher: Nun gut! So lang Ihr noch so laute Töne redet, glaub ich an Euch. — „Verzeihen — Himmeldonnerwetter!" — Dass Eure wahre Urnatur zum Vorschein kommt, dafür wird schon gesorgt sein, wie ich

unsere Herren Vögte kenne. — Lasst uns den Frieden halten, Tell. Wir haben all den Willen, recht zu leben.

Tell: Was heisst Ihr so?

Stauffacher: Uns redlich nähren aus der Hände Arbeit.

Tell: Der Knechte, namentlich!

Stauffacher (überhörend): Vor Gott uns beugen und vor . . . .

Tell: . . . . dem, der mehr besitzt als wir!

Stauffacher: Hingegen das . . . .!

Tell: Ein bischen kennen wir uns doch, Herr Landammann. Und kurz und gut, was Ihr auch sagen könnt: es bangen all die lieben Eidgenossen um die Herde, um Hab und Gut, das bischen Freiheit und was drüber ist. Manch Gutes ist dabei, ich geb es zu. Doch weiss ich mir nicht Rat: Ich fühl es irgendwie, doch kann ichs nicht erklären: ihr wollt mir alle nicht genug! Ihr wollt nicht über euch hinaus. Ihr wollt das Alte treu bewahren und nicht das Neue, Bessre mit dem Herzblut zahlen. Ihr wollt . . . kurz, lasst mich aus dem Ding! Und überdies, ich muss noch heut nach Altdorf. Habt es nicht ungern.

Frau: Wir gehen ja doch mit! Wart noch ein Weilchen!

Stauffacher: Geht Ihr zu Eurem Schwäher Walter Fürst? — Ja, dann erlaubt . . . . Ich hatte gern die Sache weiter noch mit Euch besprochen. Denn, Tell, ich will es offen sagen: wir brauchen Euch. „Ist auch der Tell dabei," so frägt man überall, wenn irgendwo im Land man für die allgemeine Sache wirbt, und wenn es „nein" heisst, stutzt man: „ei, wieso?"

Tell: Ich dachte doch, Ihr wolltet Kühe kaufen, Landammann? —

Der dritte Akt bringt das Drama der Einzelperson Tell. Tell beugt sich vor dem Gesslerhut, da er in Kaisers Namen, auf dessen Friedensreich er hofft, auf der Stange hängt. Er bleibt seiner Idee treu. Nicht so Gessler. Er verrät Tell, er sucht ihn aufzuhetzen gegen seine Landsleute, gegen den besitzenden Landamman und erzählt dem versammelten Volke, dass Tell erklärt habe, man müsse sich dem Kaiser unterwerfen. Er höhnt Tell, der sich rechtfertigt, indem er gequält herauspresst: „Kaiser ist ein Wort nur für das Letzte, für das ich keinen andern Namen weiss . . . . Nennts Staat! Nennts Ordnung, was weiss ich! Ich weiss nur das: dem muss man dienen, dem sich unterwerfen!" Gessler schlägt ihn, lässt ihn den Apfelschuss tun, lässt ihn abführen.

Die Verhöhnung hat all die menschlichen Triebe des Hasses, die Tell zu überwinden sich mühte, wieder aufgeweckt. Das Rachegefühl flammt auf, die jahrhundertealte Tradition der Vergeltung übermannt ihn und bringt ihn im vierten Akt zu Fall: er tötet Gessler. Allsogleich aber erkennt er auch, was er getan, dass er sein Ideal verraten, sich der Lebensmöglichkeit selber beraubt hat. „Du weisst, was die Vernunft will, und tust Unsinn," hält er sich in grausamer Selbstanklage vor. Und trotzdem überwindet er sich selber wieder: er benützt die Rettung seines Knaben um einen verhüllten Selbstmord zu begehen. — So endet auch dieses Tellenspiel tragisch; aber mit dem tröstlichen Ausblick eines endlichen Sieges durch die Selbstüberwindung.

Es ist das Noch-nicht-Können Tells, das uns in diesem Drama erschüttert, die Tatsache, dass Tell noch nicht der gute Mensch sein kann, der er will; aber es ist auch sein Wille zu einem menschenwürdigeren Dasein, seine Ahnung, sein Glaube an diese bessere Zukunft die uns aufrichten.

Damit sind wir, mit Bührer, zum Kern des Tellproblems, wie es sich uns heute darstellt, vorgedrungen. Kämpfte der Schillersche Tell gegen äussere Feinde, gegen die Unterdrücker seines Landes, so kämpft der Bührersche gegen sich selbst, gegen eben diese Tradition, die der Schillersche Tell schuf. Und ist es nicht dringend notwendig, dass wir diesen Kampf aufnehmen, den Kampf gegen die bequeme Ueberlieferung? Ist es nicht höchste Zeit, dass wir Neuland finden, eine neue Schweiz, in der wir alle ohne Zank und Hader leben können? Aber hat nicht Bührer-Tell recht, wenn er uns zuruft: „Ihr alle wollt mir nicht genug! Ihr wollt das Alte treu bewahren und nicht das Neue, Bessere mit dem Herzblut zahlen."? Ist es nicht jammervoll, dass es zu jenen Novembertagen von 1918 kommen musste, die uns so recht deutlich zeigten, wie weite Volkskreise an unserem Gemeinwesen irre wurden? Und sind wir seither weitergekommen, sind wir einander näher gekommen? Hat nicht Jakob Bosshart es sorgenvoll ausgerufen: „Ein Staatswesen hat nur solange Berechtigung, als es eine grosse Idee zu verkörpern gewillt ist. Die Schweiz ist in einem Zustande innerer Stagnation angelangt, und wenn dieser Zustand nicht bald überwunden wird, wird sie zu existieren aufhören. Es werden im Völkerleben keine Leichen geduldet, sie werden von den Aasgeiern aufgefressen." Diese Gefahren nicht erkennen wollen, hiesse ins Verderben rennen, hiesse eine verderbliche Vogel Strauss-Politik betreiben. Aber wir Schweizer hatten immer die verderbliche Gewohnheit uns rückschauend im Glanze unserer Geschichte, die doch oft genug sehr unrühmlich war, zu sonnen und darob den Blick für die Gegenwartsprobleme zu verlieren. Wir wollen doch nicht übersehen, dass es in der ältesten der Demokratien sehr oft noch sehr undemokratisch zu und her geht. Die Politik hat uns verdorben, die Parteien unser Zusammenleben vergiftet und entwertet. Nur in einem entpolitisierten Gemeinwesen wird unser Heil liegen. Nur in einem solchen können wir uns alle finden, der Reiche und der Arme, der Gebildete und der Ungebildete. der Deutschschweizer und der Welsche. Das muss die Idee sein, kann und darf die einzige Idee sein, die die Schweiz heute verkörpern muss, die Idee des friedlichen und gerechten Zusammenlebens aller, eines Zusammenlebens frei von Parteihass und Neid.

Es ist kein Zufall, dass Bührers Tell von Christus spricht. Denn was er verkündet, ist letzten Endes nichts Neues, vor fast zweitausend Jahren verkündete es auch der Zimmermannssohn von Naza-

reth. Er, der alles Materielle von sich streifte, ohne es zu verleugnen, der die letzte Urkraft in sich frei zu machen suchte und ihr allein vertraute und gehorchte, dessen Tod und Auferstehung nichts anderes als den Triumph des Geistes über die Materie bedeutet. Aber seine Lehre wird nur verstümmelt gelebt. Im Leben der Völker untereinander ist sie vollends unbekannt. Darum gerieten wir in immer tiefere Not hinein. Dieser Tell aber hat zurückgefunden, ahnt in dumpfem Empfinden den Weg aus der Dunkelheit: „Dies Tal ist mir zu eng, die ganze Erde muss uns Heimat sein." Müssen wir diesem Tell nicht im tiefsten Herzen danken und zujubeln, dass er kam, uns nach der Tat des Hasses zur Tat der Liebe aufzurufen, neue Wege zu einem verloren geglaubten Paradiese zu weisen?

Romain Rolland schrieb einmal in einem Brief: „Vous dites vrai, en affirmant qu'à une certaine profondeur les différences des races et des civilisations disparaient, et qu'on ne trouve plus que la même âme humaine. En vérité il est pitoyable de voir comme la société s'applique à déguiser sous des masques divers à rendre méconnaissables et étrangers les uns aux autres, des frères qui, par toute la terre, sont faits pour se comprendre et pour s'entr'aider. Notre grand rôle à nous, éducateurs, écrivains, artistes, est de lever ces masques et de joindre ces yeux qui sont les petites flammes du même feu. Malgré la folie des temps je crois à l'union future des races humaines."

Das ist derselbe Geist, dieselbe Erkenntnis, derselbe Glaube, wie er aus diesem letzten schweizerischen Telldrama spricht. Wir wollen uns darüber freuen, dass gerade unsere Besten dieses Ziel einer weltumfassenden Menschenfamilie erkannt haben und es immer wieder verkünden. Aber wir dürfen uns nicht nur darüber freuen, wir müssen mehr, wir müssen mit ihnen glauben und müssen vor allem mit ihnen wirken. Jede, auch die kleinste Tat im Sinne einer Menschheitsversöhnung wird uns dem grossen Ziele sicherlich einen Schritt näher bringen.

Wir müssen all den Willen haben, recht zu leben und müssen diesen Willen in die Tat umsetzen, denn nur die Tat kann uns erlösen. Wir wollen den Mahnruf unserer Dichter, der Hüter unseres Volkes nicht überhören, der Mahnruf, der da heisst: Schweizervolk wach auf, erkenne dich selbst, arbeite an deiner Zukunft im Sinne des Völkerbundes, dessen Ideal uns die Erfüllung letzter Wünsche bedeuten muss! Das Lied der Zukunft darf nicht ungehört im Schweizerhaus verhallen.

Es ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zum einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wirds nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Werner Schmid.

Aussprache

Vom vielmissbrauchten Pauluswort.

(Schluss.)

XI.

Man beschäftigt sich heute wohl mehr denn je mit der Frage des Gehorsams gegenüber der „Obrigkeit". Viele sind sich scheinbar nicht recht klar, wer, vom biblischen Standpunkt aus betrachtet, unsere Obrigkeit ist. Wir Schweizer geben uns die Gesetze selber, oder wenigstens machen die Gesetze diejenigen Männer, die vom Volke in die gesetzgebende Behörde gewählt wurden. Wenn ein Gesetz nach oft langen und mühseligen Beratungen endlich „gemacht" ist, dann untersteht das „Gemachte" erst noch einer Volksabstimmung, insofern natürlich das Volk dieses Recht auch benützt. Nun sollte man doch meinen, dass die Achtung vor uns selbst uns gebieten sollte, die angenommenen Gesetze auch zu halten, wenigstens so lange sie noch zu Recht bestehen. Eine Revision ist ja bei uns immer möglich. Auch eine Verfassung kann revidiert werden.

Es ist nun die demokratische Einrichtung derart, dass immer eine Mehrheit über eine Minderheit siegt. Wir haben in der Schweiz Gesetze, die von Anfang an für viele Bürger eine Vergewaltigung ihrer innersten Auffassung waren. Denken wir da zum Beispiel an das Schulwesen, dann auch an die Steuern für kirchliche Zwecke in Kantonen, wo die Kirche staatlich ist. Da nützt kein Austritt aus der Kirche, die Steuern werden bezahlt, so auch die Militärsteuern. Es ist jedem Bürger erlaubt, Propaganda zu machen zur Revision eines „veralteten Gesetzes" oder Verfassungsartikels, also auch für Abschaffung der obligatorischen Militärpflicht. Solange aber diese Revision nicht erfolgt, so stehen wir als Staasbürger alle unter den Gesetzen, selbst wenn sie uns innerlich zuwider sind. Bürger, die aus ethischen oder religiösen Gründen sich einem Gesetze gewissenshalber nicht unterwerfen können, die müssen eben leiden, was doch immer eine sehr erhabene sittliche Tat bedeutet. Reformen kommen selten ohne Opfer. Gemachte Gesetze sind immer Menschenwerk gewesen, und wer in einer gesetzgebenden Behörde solche Ge-